

Beilage zum  
Hausfreund für den goldenen Grund,  
Würger Zeitung und Erbacher Zeitung.

Verlag der Buchdruckerei von W. Ammelung in Lemberg.

## Vorbeerdornen.

Novelle von M. Aneschké-Schönau.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Um elf Uhr kam der Totengräber mich mahnen, nun heimzugehen. Ich folgte seinem Gebote. Dann drückte ich dem lieben Allen die Hand und fragte ihn, ob ich ihm den Liebesdienst, den er mir getan, lohnen dürfe. „Fräulein“, sagte er bewegt, „so was tut man nicht um Geld. Ich tat's, weil Sie mir leid taten und ich an Ihre Schuld nicht glaube, und weil meine gute Alte, die ich vor sechs Wochen begraben habe, wohl auch zu mir gesagt haben würde: Tue es, Alterchen, du verdienst dir einen Gotteslohn damit.“

Ich konnte nicht anders, ich mußte die harte Hand des Mannes an meine Wange ziehen. Fast erschrocken wehrte er ab.

„Aber Fräulein!“ murmelte er und schob mich zur Pforte hinaus.

Die Glieder waren mir schwer wie Blei, als ich den Friedhofsberg zur Stadt hinabwankte. Mit abwesenden Gedanken durchschritt ich ziellos die Straßen und fand mich plötzlich vor dem Hause meines Bruders. Sein Zimmer war erleuchtet, und eine dunkle Gestalt stand wartend am offenen Fenster. Einen Augenblick lang wähnte ich, es sei meine Mutter, aber dann hörte ich die Stimme der Wirtin: „Ich komme gleich öffnen.“

Die Gute hatte mich zurückerwartet und bot mir bei sich Obdach.

Es war eine endlose Nacht, die ich da schlaflos, eine Beute der widerstreitendsten Empfindungen, verbrachte. Ich fürchtete mich vor dem Anbruch des Morgens, der die Berührung mit den fremden, erbarmungslosen Menschen, die, wie ich von der Wirtin gehört, mich alle verdammten, brachte. Und dann das Wiedersehen mit meiner Mutter und meinem Stiefvater. Was stand mir da bevor? Und niemand an meiner Seite, der mich schützte. Ach, doch! Mein Verlobter würde morgen da sein, er würde zu mir treten und mich verteidigen, an seinem Arme würde ich den schweren, schweren Gang antreten.

Um fünf Uhr weckte mich die Wirtin und brachte einen Arm voll schwarzer Sachen von sich, die sie mir leihen wollte, weil ich doch im grauen Reisefleide war und keine Gelegenheit zu Einkäufen mehr hatte. In aller Hast wurden die notwendigen Veränderungen vorgenommen. Als die Frau mir oen mit schwarzem Krepp umwundenen Strohhut ausprobieren wollte, fuhr sie mit einem lauten Aufschrei zurück und wies nach dem Spiegel.

Erstaunt lenkte ich meinen Blick dorthin und sah ein müdes Antlitz mit schneeweißem Haar um Stirn und Schläfen, das mir seltsam bekannt vorkam.

Dhnmächtig sank ich in die Arme der Wirtin.

Als ich wieder zu mir kam, beschwor mich die Frau, von der Beerdigung fernzubleiben. „Nein“, sagte ich hart. „Das sähe wie Feigheit, wie Schuldbewußtsein aus.“

Und ich fuhr in ihrer Begleitung nach dem Friedhofe. Trotz der frühen Stunde hatten sich viele Neu-

gierige vor der Kirche aufgestellt. Das Trauergeleit war nicht sehr groß, die Kapelle nur mäßig gefüllt. Man schloß gerade den Sarg, als ich eintrat. Niemand erkannte mich in dem weißen Paar. Selbst mein Stiefvater, der in gebrochener Haltung vor dem Katafalk stand, sah mich im ersten Augenblick gleichgültig wie eine Fremde an. Als er mich erkannte, schrak er zusammen, trat zurück und betrachtete mich mit eisigen Blicken.

„Du wagst es, hierherzukommen!“ raunte er mir zu. „Dann trage auch die Folgen.“

„Das werde ich!“ antwortete ich kurz und sah ihm fest in die Augen. „Wo ist die Mutter?“ fragte ich dann.

„Nicht hier, und wo sie ist, wirst du nachher erfahren.“

Wieder traf mich sein alter Blick, aus dem es deutlich wie Haß und Verachtung sprach. Hilfesuchend schaute ich mich nach meinem Verlobten um. Er war nicht da, und ich begegnete nur fremden Gesichtern, teils gleichgültigen, teils neugierigen Blicken. Wie geschlagen wankte ich der Stuhlreihe zu, die für die Leidtragenden aufgestellt war. Mitleidig nahm die Wirtin an meiner Seite Platz, sonst hätte ich wie eine Verfehmte ganz allein dort gesessen, denn mein Stiefvater trat ostentativ auf die andere Seite, und um ihn scharten sich seine Freunde und die Kameraden meines Bruders.

Dann hielt der Garnisonsprediger die kurze Gedächtnisrede. Sechs Gefreite hoben den Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn hinaus. Ich blieb wie gelähmt sitzen und ließ nur immer wieder suchend meine Blicke durch die Kapelle wandern, ob sie denn nicht meinen Verlobten entdeckten. Vergebens, er war nicht da. Wo weilt er? Warum läßt er mich allein in der schwersten Stunde meines Lebens? Schrie es in meinem gequälten Herzen auf. War das seine Liebe, seine Treue?

Da zupfte mich die Wirtin am Armel.

„Wollen wir nicht lieber nach Hause gehen?“ fragte sie leise, auf das Trauergeleit deutend, das sich bereits hinter dem Sarge geordnet. Auf mich wartete niemand; niemand sah sich nach mir um.

„Nein!“ erwiderte ich. „Ich gehe mit zur Gruft!“

Und am Arme der Fremden wankte ich, die Schwester des Toten, als letzte hinterdrein, hörte das Zischen und Tuscheln der schaulustigen Menge, fühlte die neugierigen Blicke, die dreist auf mich ruhten. Aber ich ließ mich nicht beirren und ging diesen Kreuzweg weiter. Am Grabe sprach ein junger Geistlicher, der meinem Bruder Freund gewesen, noch ein paar warm empfundene Worte, und meine Augen suchten dankbar

die seinen. Doch schon wandte er sie ab, als sie meinen Blicken begegneten. Auch er mied mich wie eine Gerichtete. Als der Sarg in die Gruft gesenkt ward, umringten noch einmal teilnehmend die Freunde und Bekannten meinen Vater und verabschiedeten sich von ihm mit herzlichen Worten. Zu mir trat keiner, mir drückte keiner die Hand, mir, die doch das größte Leid trug.

Aber doch — einer trat an mich heran, ein Herr in Uniform legte die Hand an die Mühe und murmelte ein paar Worte des Beileids. Ich sah auf, und das Antlitz des Majors von Landen erlennd, schleuderte ich ihm vor der Menge meine Anklage laut ins Gesicht.



Bürgermeister Dr. Schwander, Straßburg i. E.,  
übernahm die Leitung des neuen Reichswirtschaftsamts.

Kreidebleich trat er zurück. Dann sank ich bewußtlos am Rande der Gruft zusammen.

Noch am selben Tage brachte mich mein Stiefvater in jene Nervenheilanstalt, in die er tags vorher meine arme Mutter eingeliefert hatte.

Nach wenigen Tagen schon überzeugte ich die mich behandelnden Ärzte, daß ich, wenn auch völlig niedergebroschen, doch Herr meiner Sinne war. Man entließ mich aus der Anstalt, ohne daß ich meine Mutter sehen durfte, ohne einen Hoffnungschimäre mitzunehmen, daß sie genesen würde. Ich fuhr heim, um zu erfahren, daß ich keine Heimat mehr hatte.

Mein Stiefvater wies mir die Tür. Ich schwor, nicht eher von seiner Schwelle zu gehen, bis ich den Brief meines Bruders, den er für mich hinterlassen hatte, erhielt.

Darauf bekam ich die Antwort, daß er mit meinen übrigen Sachen, für die kein Raum im Elternhause mehr sei, mir ausgeliefert werden würde, ich solle nur bestimmen, wohin sie geschickt werden sollten.

Ich gab die Adresse eines Spediteurs an und ging, um meine beste Freundin, die an einen Professor verheiratet war, aufzusuchen und mich bei ihr auszusprechen und meinen Verlobten zu ihr zu einer Unterredung bestellen zu können.

Sie ließ sich verleugnen. Zwei, drei andere Freundinnen taten es ebenfalls, die vierte ließ ganz offen sagen, daß sie für ein Fräulein Schwarz nicht mehr zu sprechen sei. So suchte ich ein Hotel auf und schickte einen Boten an meinen Verlobten, ihn dringend zu einer Besprechung zu mir bittend. Er ließ bedauern und sagen, er würde mir heut noch schreiben.

Und abends kam sein Brief, und das war das Schwerste, das Bitterste, was mir diese schrecklichen Tage gebracht hatten. Er schrieb sehr kühl und verständig, daß ihm die traurigen Vorkommnisse der letzten Zeit es leider nicht ermöglichten, mich als seine Braut anzuerkennen, ja, ihn sogar veranlaßten, mir mein Wort und meinen Ring zurückzugeben. Seine alte Mutter hätte ihn beschworen, von mir, der von der öffentlichen Meinung Gerichteteten, zu lassen, die sie nie als Schwiegertochter in ihr Haus aufnehmen würde. Denn, daß auch auf ihn ein Schatten fallen und ihm, dem Reserveoffizier, sicher ebenfalls Duellforderungen bevorständen, wenn es bekannt würde, daß er in den Plan eingeweiht gewesen und als mein Verlobter ebenfalls Vorteile durch ihn erwarten durfte, das läge klar auf der Hand. Und es sei wahrlich an den beiden Opfern genug. Auch müsse er mir gestehen, daß er niemals in einer Ehe glücklich geworden wäre, der der Segen seiner Eltern fehle, und daß er es für seine erste Pflicht halte, ein guter Sohn zu sein. Ich solle ihm nicht zürnen und an ihn denken, wie er an mich stets denken würde.

Marie, kannst du dir vorstellen, was es heißt, einen Menschen, den man mit der ganzen Glut seines Herzens und der Tiefe seiner Seele geliebt, den man wie einen Gott über alle anderen Männer erhoben und voller Hochachtung zu ihm aufgesehen hat, plötzlich als Schwächling, als ehrlosen Feigling und Wortbrüchigen sich zeigen sieht?

Von all meiner heißen Liebe, meinem felsenfesten Vertrauen zu seiner Treue war nichts übrig geblieben als ein Gefühl namenloser Verachtung, vor ihm und jenen Menschen, die sich einst meine Freunde nannten, mich bei meinen Erfolgen in den Himmel hoben, um mich jetzt, wo der Schein gegen mich war, zu richten und zu verdammen.

Ich antwortete meinem Verlobten nicht, unterließ auch jede weitere Rechtfertigung meinerseits gegenüber der Welt. Wer

so, beinahe in einem Atem, „Hosianna“ und „Kreuzige“ zu schreien vermochte, konnte mich nicht beleidigen. Als Schutz gegen weitere Angriffe besaß ich den letzten Brief meines Bruders, der angesichts des Todes mich von jeder Schuld freisprach und es als furchtbares Verhängnis hinstellte, daß wir von einem Schurken belauscht und verleumdet worden waren und den Schrein gegen uns hatten.

Zum Schluß bat er mich noch, falls er fallen sollte, alles daranzusetzen, den Verleumder ausfindig zu machen und ihn und mich zu rächen. Er ahnte ja nicht, wer es gewesen, denn ich allein hatte den Major von Landen bemerkt und über das unliebsame Zusammentreffen geschwiegen.

Ich flüchtete damals nach dem Süden, irte von Ort zu Ort, ohne Ruhe und Rast zu finden; vor jedem Zeitungsblatte erschrak ich, denn — und das war das Schreckliche, was mich noch so peinigete und hegte — mein Roman wurde weiter gekauft, er war ja nun erst recht interessant geworden. Und ich war machtlos, das zu verhindern. Der Verleger lehnte meine Bitte ab, mir das Verlagsrecht zurückzukaufen, damit ich den Roman aus dem Buchhandel ziehen konnte. Und mit dem Drama war's dasselbe. Jener befreundete Dramaturg hatte, im Glauben, meinen Vorteil zu sichern, das Stück ebenfalls fest verkauft, und mir stand nur der Löwenanteil der Einnahmen zu.

O, wie ich es haßte, dieses unselige Geld! Das keinem mehr Freude brachte, nur Weh und Qual. Endlich kam ich auf den Gedanken, es in den Dienst der Wohltätigkeit zu stellen, armen Kindern und jungen Mädchen damit Ferienfreuden und Erholung zu verschaffen, nach denen auch ich mich in jungen Jahren so sehr gesehnt hatte. Und seitdem bin ich ruhiger geworden; es ist, als ob ein Segen von diesen beiden Stiftungen auch auf mich überginge.

Und daß es mir noch vergönnt war, dir, Marie, mein Herz auszuschütten, vor dir mich zu rechtfertigen und — o sage nichts, ich lese es ja so deutlich in deinen Augen — bei dir Verständnis und Gerechtigkeit zu finden, das ist eine Wohltat, für die ich Gott nicht genug danken kann. Ich weiß, du wirst mich verteidigen, wo immer du mich angegriffen siehst, aber tue es nicht, solange ich lebe. Nach meinem Tode magst du von meiner Unschuld sprechen. Ich werde dir mein Tagebuch und den Brief meines Bruders vermachen, darin wirst du manches finden, was dich interessieren wird. Oder möchtest du heute noch etwas wissen, so sage es.“

Ich sann einen Augenblick nach, dann fragte ich: „Und was ward aus den anderen, dem Major von Landen, aus deinem Verlobten, deinem Stiefvater und — deiner Mutter?“

Agnes seufzte tief auf, und ihr Antlitz ward noch um einen Schein blässer, als sie leise, mit umflorten Augen erzählte:

„Meine arme, gute Mutter starb, und nur den einen Trost hatte ich, daß sie nicht lange zu leiden brauchte. Ein Nervenfieber brach bei ihr aus, das raffte sie schnell dahin. Mein Stiefvater nahm damals den Abschied und hat später wieder geheiratet. Ich erfuhr durch meinen Justizrat, daß er mit seiner zweiten Frau sehr unglücklich leben soll. Der Major von Landen hat seinen Abschied nehmen müssen. Meine Anschuldigung auf dem Kirchhofe

hatte ihn im Heere unmöglich gemacht. Es mag wohl auch bekannt geworden sein, daß er aus Rache gegen mich den Angeber gemacht hatte, weil ich einst seine Werbung um meine Hand zurückgewiesen habe. — Und er, dessen Ring ich einst am Finger trug — auch über ihn ist die Vergeltung gekommen. Er hat weiter als guter Sohn gehandelt und die reiche Erbtöchter, die die Mutter ihm ausgesucht, geheiratet. Aber glücklich ist er nicht geworden,



Prinz Friedrich Sigismund von Preußen. (Mit Text.)



Der große Kanal in Triest.

Berliner Ill.-Gef. m. b. H.

gef  
 Be  
 Best  
 Auf  
 des rats  
 fangsstel  
 25. Sept  
 für den  
 S. 1  
 Kleihen,  
 Bestand  
 Dezmber  
 Wohnort  
 in Zentr  
 bei  
 1.  
 2.  
 3.  
 4.  
 5.  
 6.  
 7.  
 8.  
 9.  
 10.  
 11.  
 12.  
 13.  
 14.  
 15.  
 16.  
 17.  
 18.  
 19.  
 20.  
 21.  
 22.  
 23.  
 24.  
 25.  
 26.  
 27.  
 28.  
 29.  
 30.  
 31.  
 32.  
 33.  
 34.  
 35.  
 36.  
 37.  
 38.  
 39.  
 40.  
 41.  
 42.  
 43.  
 44.  
 45.  
 46.  
 47.  
 48.  
 49.  
 50.  
 51.  
 52.  
 53.  
 54.  
 55.  
 56.  
 57.  
 58.  
 59.  
 60.  
 61.  
 62.  
 63.  
 64.  
 65.  
 66.  
 67.  
 68.  
 69.  
 70.  
 71.  
 72.  
 73.  
 74.  
 75.  
 76.  
 77.  
 78.  
 79.  
 80.  
 81.  
 82.  
 83.  
 84.  
 85.  
 86.  
 87.  
 88.  
 89.  
 90.  
 91.  
 92.  
 93.  
 94.  
 95.  
 96.  
 97.  
 98.  
 99.  
 100.



Gefangene aus den letzten Kämpfen in Frankreich.

Die Ehe ist ein Nebeneinanderhergehen, kein Miteinanderleben gewesen. So rächt sich alle Schuld auf Erden, aber was nützt die Vergeltung dem, der unschuldig litt und zerbrochen ward? Meinen Schwur, nie wieder eine Feder anzurühren, wirst du nun begreifen, nachdem du erfahren hast, daß der Lorbeer auch Dornen haben kann, Dornen, die unheilbar verwunden. Sieh dort den Kranz — sie deutete auf den weissen Lorbeerkranz über dem Bilde ihres Bruders — „ich erhielt ihn bei der Erstaufführung meines Dramas, er ward mir zur Dornenkrone und ihm zum Totenkranz! Und nun lebe wohl und — besuche mich nicht mehr. Laß mich meine Tage in der selbstgewählten Verbannung enden, in der mir am wohlsten ist. Habe Dank für alle deine Liebe, die du mir einst und heute bewiesen, und nimm die Versicherung mit dir, daß dein heutiger Besuch eine Wohltat für mich war. Leb wohl, du Treue!“

Sie küßte mich auf die Stirn und geleitete mich zur Tür. Ich war so erschüttert, daß ich ihr kaum Lebewohl zu sagen vermochte und wie unter der Macht eines fremden Willens stumm das Haus verließ.

Gegen Abend sah ich sie dann von fern wieder auf ihrem alten Plage auf der Düne sitzen, den Blick sehnsuchtsvoll gen Westen gewandt, und nun wußte ich, wer diese Phigene war und welches Schicksal sie hierher verschlagen hatte. Bitterlich weinend sah ich am Dünenhange, denn ich wußte, daß ich diese Gestalt nie wiedersehen, aber auch nie aus meinem Gedächtnis verlieren würde. Als mich am anderen Tage der kleine Wattendampfer an ihrem Hause vorüberführte, da stand sie auf der Veranda und winkte mir mit dem Taschentuche Scheidegrüße zu, und die helle Morgen-sonne umflutete hell die schlank, jugendliche Gestalt und umwob das weiße Lockenhaar wie mit einer Gloriole. Wie eine Mär-

tyrerin stand sie da oben, und wahrlich, eine Märtyrerin ist sie gewesen, eine Märtyrerin ihres Berufes.

Zwei Jahre noch hat sie gelebt, dann ist sie einem Lungenleiden erlegen. Von ihrem Hamburger Rechtsbeistande erhielt ich ihr Tagebuch aus der Zeit ihres Schaffens und ihrer ersten und einzigen Liebe, und den Brief ihres Bruders, der sie frei von aller Schuld spricht. Zwei teure Vermächtnisse, die mir immer wieder Tränen der Wehmuth entlocken und das Goethewort ins Gedächtnis rufen:

Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint,  
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glühs.“

## Von der Jagd.

Von H. Borkenhagen.

Altmeister Niesendahl mahnt:

„Das ist des Jägers Ehrenbild,  
Daß er bewahrt und geht sein Wild;  
Weidmännisch jagt, wie sich's gehört,  
Den Schöpfer im Gedächtnis ehrt.“

Aber dies gilt nicht nur vom Wild, sondern auch von seinen Feinden: Füchsen, Warden usw. Ihr Fang wird eifrig betrieben, oder es wird Jagd auf sie gemacht. Indes verurteilt Kurt Graef in seinem Werte: „Die Freude am Weidwerk“, Grausamkeiten gegen das Raubzeug; er schreibt: „Doch

haben wir auch den Raubtieren gegenüber kein Recht, grausam zu sein. Aber leider wird ein solches Recht fast allgemein in Anspruch genommen, und wird geradezu der Grundsatz aufgestellt, daß gegen das Raubzeug alles erlaubt sei, was nur dazu dienen könnte, diese Tiere unschädlich zu machen, gleichviel mit welchen großen und langen Qualen dies für sie verbunden sein mag. So hört man oft, wie sich Jäger rühmen, daß sie auf den Fuchs unter allen Umständen und auf jede Entfernung mit Schrot schießen, da ja immer die Möglichkeit dazu vorhanden sei, ihn so zu verletzen, daß er mit der Zeit eingehen müsse. Wahrlich ein barbarisches Verfahren!

Auch die Anwendung des Eisens ist eine unmenschliche und barbarische Grausamkeit, schon deshalb, weil der Fallenspieler sich nicht einmal die Mühe gibt, oft auch nicht die Zeit dazu hat, das



Munitionslager und Munitionszug der Russen,

die von deutschen Fliegern und deutscher Artillerie vernichtet wurden. An Stelle der mit Wasser gefüllten Sprengtrichter befanden sich vorher Munitionslager. Phot. Mich.-Spelling.

Eilen so häufig zu besuchen, daß er das gefangene Tier alsbald von seinen unbeschreiblichen Qualen erlösen könnte; dieses muß daher immer viele Stunden, oft aber mehrere Tage lang die entsetzlichsten Folterqualen erleiden, so daß die Schreden des Todeskampfes, welche bei der weidgerechten Jagd doch nur kurz begrenzt sind, unendlich verlängert werden. Ich kann daher alles Fallenstellen, auch wenn es glimpflich für die armen Opfer abläuft, nicht als weidgerechte Jagd anerkennen, soviel Mühe und Gewandtheit dabei auch aufgewendet werden mag."

Bei der weidgerechten Jagd spielt das Gewehr die Hauptrolle. So soll auch dem Raubzeug, wie allem Schalentwid, tunsicht eine Kugel geweiht werden. Ein weidgerechter Jäger soll die Jagd nicht ausüben um zu töten und zur Erzielung eines großen Gewinnes, nein, die Jagd soll ihm hauptsächlich eine Freude sein. Ein weiteres Erfordernis der gerechten Jagd ist die Routine des Jägers, sowie seine Vertrautheit mit der Lebensweise des Wildes.

Aber die Jagd hat auch eine große volkswirtschaftliche Bedeutung. Das beweist am besten die Statistik. Danach beziffert sich der Fleischwert des erlegten Wildes jährlich auf über 30 Millionen Mark. Es werden in Deutschland jährlich geschossen: 4 Millionen Hasen, über 190000 Rehe, 22500 Stück Rotwild, 13500 Stück Damwild, 500000 Kaninchen, über 14000 Wildschweine, 4 Millionen Rebhühner, 150000 Wachteln, über 60000 Waldschnepfen, 2400 Fasanen, etwa 1200 Trappen. Die Hasen- und Kaninchenfelle, sowie die Federn von Hirschen, Rehen, Dachsen repräsentieren einen Wert von 2,5 Millionen Mark, Geweihe und Gehörne etwa 1 Million Mark; das Raubzeug, Steinmarder, Wildkätzchen, Iltisse, Wiesel, Fischottern, Dachse, Füchse liefern Felle im Werte von einemhalb Millionen Mark. An Jagdscheinen gewinnen die Staaten 6 Millionen Mark. Dazu kommen noch die von Jahr zu Jahr steigenden Jagdpachten mit insgesamt 100 Millionen Mark. Ferner sind für sonstige Aufwendungen, wie Treibertosten, Hundehaltung, Wildfütterung, Gewehre, Munition, Jagdliteratur usw. etwa 50 Millionen Mark zu veranschlagen.

Nach diesen Zahlen kann sich gewiß jeder eine Vorstellung machen von der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Jagd.



Wach. „Gesatten der Herr Graf, hier ist die Beitragsliste des Vereins zur Unterstützung armer, verwahrloster Kinder!“ „Na, da hört's auf! Seit Jahren zahl' ich — und die Bengel haben sich immer noch nicht gebessert?“

## Allerlei

**Falsch verstanden.** Pfarrer: „Gewiß, Frau Schmidt, es war ein harter Schlag für Sie, daß Sie Ihren guten Mann begraben mußten. Aber gerade Sie sollten sich doch nicht so ganz der Verzweiflung hingeben. Sie wissen ja doch am besten, wo Sie sich Trost holen können.“ — Witwe: „Ja, ja, Herr Pfarrer, das ist alles ganz gut, — aber eine Witwe mit drei Kindern zu heiraten entschließt ein Mann sich doch nicht so leicht.“ C. D.

**Der Streit der Tänzerinnen.** Auf dem Theater des herzoglichen Hofes zu G. sollte, so erzählt ein alter Schauspieler in seinen Erinnerungen, Meyerbeers Oper „Die Afrikanerin“ gegeben werden. Die Vorbereitungen waren nahezu beendet, als plötzlich eine heftige Erregung unter den Ballettänzerinnen ausbrach, weil — sie sich als Afrikanerinnen dunkelbraun schminken lassen sollten. Sie behaupteten nämlich, die braune Schminke wäre höchst nachteilig für die Haut, und sie hätten keine Verpflichtung, sich der Verstörung ihrer Schönheit auszuliefern. Die Theaterleitung versuchte alle mögliche Beschwörung, — vergeblich; die schon angekündigte Oper mußte vom Spielplan zurückgezogen werden. — Da erhielt eines Tages der Intendant ein Schreiben ohne Unterschrift, worin ihm geraten wurde, den Tänzerinnen mitzuteilen, daß die braune Schminke nur älteren Leuten schade, daß aber, je jünger die betreffende Person sei, die Haut nicht im geringsten leide, wenigstens wäre bei jungen, hübschen Damen bisher keinerlei Benachteiligung festgestellt worden. — Ob der Intendant dem Rate folgte? Nun, drei Tage darauf stand auf dem Theaterzettel zu lesen: „Übermorgen: die Afrikanerin“, und am Abend der Aufführung erschien das Ballet — ausnahmslos braun geschminkt. P. S.

### Gemeinnütziges

**Holzasche** ist zum Düngen des Gemüses wertvoll und sollte im Herbst reichlich angewandt werden. Man gebe von diesem Stoff, der viel Kali und Phosphorsäure, auch Kalk enthält, mindestens ½ Kilogramm auf den Quadratmeter. Damit die Asche nicht verloren geht, ist ein sofortiges Einhacken oder Eingraben ratsam.

**Das Anbringen der Klebgürtel** soll nicht zu tief erfolgen, da sie sonst durch Beschmutzen mit Erde, infolge Platzregens, ihre Klebfähigkeit verlieren. Mindestens einen Meter vom Boden sollen sie befestigt werden.

**Goldrahmen** staubt man mit einem Pinsel sorgfältig ab, wäscht sie mit kaltem Wasser und reibt sie sodann trocken. Vielfach wird auch empfohlen, Goldrahmen mit einer durchgeschnittenen saftigen Zwiebel abzureiben. Das Verfahren ist gut, aber der Geruch ist vielen Menschen lästig.

### Homogramm.

|   |   |   |       |
|---|---|---|-------|
| A | A | A | A     |
| B | B | B | D D E |
| E | E | E | E I I |
| L | L | N | N P R |
| R | S | S | S S T |
| T | T | U | U     |

Die Buchstaben in dieser Figur lassen sich so ordnen, daß die einander entsprechenden waagerechten und senkrechten Reihen bezeichnen:  
1) Eine deutsche Residenzstadt.  
2) Einen Schlachtort in Österreich.  
3) Eine Königin von Israel. 4) Eine Kopfbedeckung.  
W. Spangenberg.

### Notenrätsel.



Ordnet man die Noten von der tiefsten zur höchsten, so nennen die darunter sich befindlichen Buchstaben eine bekannte Oper. Hans v. d. Märs.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Gesang, Ganges. — Der Ergänzungsaufgabe: Gellende, Rüdeheim, Kartoffel, Marschall, Feuerwehr, Königssee, Zuckerrut, Wolfssor, Westfalen, Weinberg, Zugvögel, Andromeda, Rakennahme, Frankfurt, Testament, Kastellan, Georgese. — „In der Frauen Schloß, liegt des Hauses Ros.“

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Wietter, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Zeller in Stuttgart.



### Hätt' ich Flügel —

Qualvoll langsam rinnet Stund' um Stunde —  
Tränenlos trag' ich mein Leid,  
Und noch immer keine Kunde  
Dringt in meine Einsamkeit.

Hält der Tod schon seine bleichen Hände  
Über dein geliebtes Haupt,  
Ist der schöne Traum zu Ende,  
Glück und Hoffnung mir geraubt?

Hätt' ich Flügel, flög' ich eilends heute  
Weit hin über Land und Meer,  
Bis ich dann an deiner Seite  
Stürbe oder glücklich wär'.

Möchte deine Fieberwangen streichen,  
Lindern deine stumme Qual,  
Bis die dunklen Schatten weichen  
Hellem, warmem Sonnenstrahl.

Traute Schmidt.



### Unsere Bilder

**Prinz Friedrich Sigismund von Preußen**, Sohn des Generalobersten Prinz Friedrich Leopold, zeichnete sich bei der Eroberung des Brückenkopfs von Jaktorff als Flieger besonders aus. Vor dem Kriege stand er gleich seinem im Luftkampf gefallenen Bruder Friedrich Karl als Rittmeister im 2. Leibhusarenregiment in Danzig-Langfuhr; seit April 1916 ist der Prinz mit der Prinzessin Marie Luise zu Schaumburg-Lippe verheiratet.